

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 42

Artikel: Operation [Fortsetzung]
Autor: Malander, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

1. Fortsetzung

Blitz auf Blitz und Donner auf Donner folgten sich, als der dunkle Wagen in das Dorf Breitbach einfuhr. Es war, als wollte die Natur selbst seine Insassen am Fortkommen hindern. Der Fahrer am Steuer bremste etwas ab und wies mit einer fragenden Handbewegung auf ein breites Scheunendach am Eingang des Dorfes, unter welchem der Wagen bequem Platz gefunden hätte.

Aber Kriminalkommissar Keller winkte ungeduldig ab: «Fahren Sie zu!» rief er, «es ist ungeschickt genug, dass wir nicht vor dem Gewitter eintreffen konnten. Wir werden keine einzige Spur mehr vorfinden!»

Das Tosen des Regens und ein neuer heftiger Donnerschlag übertönten die Worte, aber der Fahrer begriff. Sie waren nach kurzer Zeit vor dem Portal des Bezirksspitals angelangt.

Dr. Bütikofer empfing den Kommissar in seinem Büro. Es war kein Zufall, dass er sich um Hilfe an Kriminalkommissar Keller wandte. Die beiden Männer waren Freunde seit ihrer Studienzeit und trafen beruflich wie privat des öfters zusammen. Sie begrüßten sich erfreut und herzlich und waren bald darauf ins Gespräch vertieft, während der Regen gegen die Fenster prasselte und der Donner in kurzen Abständen über ihre Worte hinrollte.

Kommissar Keller hörte sich die Erzählung seines Freundes stumm an und hob nur bei der Erwähnung der Magenverstimmung mit einer überraschten Bewegung den Kopf.

«Eine Magenverstimmung, sagst du? So, so. Du hast natürlich nicht so oft etwas? Ja, das dachte ich mir. Hm. Deine Abwesenheit muss ihnen ja ausserordentlich willkommen gewesen sein, wenn sie nicht überhaupt gewollt war.» Seine Stirn furchte sich. «Was brauchen sie dich hineinzuziehen?» setzte er leise und zornig hinzu.

Dr. Bütikofer betrachtete betroffen seines Freundes Gesicht. «Robert», sagte er, «meinst du wirklich, dass Ernst dahinter steckt? Ich kann und kann es nicht glauben. Jeden Moment,

meine ich, muss jemand hereinkommen und mir sagen, dass alles ein lächerlicher Irrtum ist. Sag doch selber! Es kann doch nicht einfach ein Mensch über Nacht verschwinden, noch dazu eine Kranke aus einem Krankenhaus, die nicht einmal gehen kann und die ganz unbeweglich ist!»

Keller warf ihm einen schnellen Blick zu und sass eine Weile in Gedanken versunken still da.

«Da irrst du dich, mein Lieber», sagte er dann bedächtig, aber mit einer plötzlich eindringlich werdenden Stimme, «ich habe schon mehr Kranke, zumal junge Mädchen, verschwinden sehen, als du nur ahnst. Nicht krank im eigentlichen Sinne des Wortes waren sie, — nein, das nicht. Aber bewusstlos, berauscht, betäubt, halb vergiftet, geknebelt — sie waren *unbeweglich* wie die Kranke in deinem Haus — und was das Krankenhaus anbelangt, das kann ein eigenartiger, aber vielleicht gar nicht unbequemer Entführungsort sein, denn viele Menschen gehen durch seine Türen ein und aus, bei Tag und bei Nacht. Ja, was ist?» rief er, da es klopfte, und fuhr im gleichen Atemzug fort: «Du wirst sehen, dass vielleicht gerade diese Krankheit einer der Gründe ist — —»

Schwester Martha stand in der Tür.

«Ja, Schwester?» fragte Dr. Bütikofer.

«Entschuldigen Sie, bitte», sagte sie und strich mit unruhigen Händen ihre Schürze nach unten glatt. «Es ist mir eingefallen — Dr. Bütikofer hat uns doch gefragt — ja, ich sah nämlich eine Gestalt auf der Treppe stehen.» Sie stockte und Kommissar Keller erhob sich schnell.

«Ach, Sie sahen etwas, Schwester? Was war es denn? Wo ging die Gestalt hin?»

Schwester Martha bedauerte jedoch, sonst nichts zu wissen. Sie habe gemeint, es sei Schwester Margrit vom oberen Stock gewesen, aber wie sie jetzt höre, sei Schwester Margrit diese Nacht überhaupt nie heruntergekommen. Und die Gestalt sei verschwunden, sowie sie auf sie zugegangen sei.

«Und wann war das, Schwester?» fragte Kommissar Keller.

«Nun, das sei gewesen, gerade bevor sie nach Nummer fünfundfünfzig ging und merkte — gerade bevor sie Dr. Bütikofer anrief.»

«Ich danke Ihnen, Schwester», sagte Keller freundlich, «ich werde gerne mit Ihnen auf dies alles noch zurückkommen.» Er machte sich eine Notiz in sein Büchlein und sah Schwester Martha, die zögernd hinausging, mit einem grübelnden Ausdruck nach.

Zwischen den beiden Männern entstand ein kurzes Schweigen. In der Ferne rollte noch immer der Donner, doch der Regen war sanfter und gleichmässiger geworden.

Keller fasste einen plötzlichen Entschluss. «Ich mache dir einen Vorschlag, mein Lieber», sagte er mit einem Seitenblick auf die stumme Gestalt seines Freundes, «ich hatte schon lange vor, einmal für ein paar Tage meine alltäglichen Wände und allen Papierwust hinter mir zu lassen. Ist es dir recht, so bleibe ich selbst hier, anstatt dir meine Fahnder zu schicken, und nehme den Fall in meine eigenen Hände.»

Er lächelte. «Falls du das Zutrauen zu mir hast, natürlich.»

Dr. Bütikofer lächelte ebenfalls und reichte ihm die Hand. Er fühlte echte Sorge aus den Worten seines Freundes. Und zum erstenmal drang eine leise Unruhe in sein Herz, etwas fast wie Angst vor dem Unfassbaren, Unverständlichen, das sich in den vertrauten Räumen seines Krankenhauses abgespielt hatte.

*

Als am andern Morgen der Wecker schnarrte, hatte Dr. Baumann noch kaum geschlafen. Unablässig verfolgten ihn seine Bilder und unaufhörlich quälte ihn die Frage, was mit Maria geschehen sei. Er sah jetzt nicht mehr die glücklichen Tage ihrer ersten Bekanntschaft vor sich; er sah Maria, wie er sie zuletzt gesehen hatte, ihr blasses Gesicht auf weissen Kissen, ihre Augen mit flehendem Ausdruck auf sich gerichtet. «Du musst versuchen, mich zu verstehen», flüsterte sie. «Schau, Max — —» Dieses Bild nun wurde jäh vom Läuten des Weckers zerrissen.

Nach dem Gewitter der Nacht kam der Morgen taurisch mit tausend glitzernden Wassertröpfchen herauf und spendete Kühle. Und nachdem Dr. Baumann sich gewaschen, gekämmt und angekleidet hatte, gelang es ihm endlich, den Film abzustellen. Mit gesammeltem ernstem Gesicht ging er bei der Morgenvisite von Bett zu Bett, und nur wer ihn genauer beobachtete, konnte in seinen Zügen den Ausdruck von Qual und Abgespanntheit erkennen.

Zu dieser Zeit hatte Kommissar Keller schon einen grossen Teil wichtiger Ar-

beit hinter sich, und all seine Gedanken waren in grüblerischer Anspannung auf die Lösung des Rätsels gerichtet, das ihm aufgegeben war.

An die Polizei- und Grenzstationen hatte er eine genaue Beschreibung der Vermissten durchgegeben:

Stadler Maria,

20 Jahre,

dunkle Haare, dunkle Augen,
blasser Teint,

vertraute er der schwarzen Telefonmuschel geduldig immer wieder an.

«Kann in den nächsten Tagen nur liegend transportiert werden.

Trägt unvernarbte Blinddarmlwunde.»

Diesen letzten Satz teilte er mit leiser Genugtuung den abhörenden Beamten mit. Es war seine Chance. Vier Tage mindestens hatte er Zeit, im günstigsten Falle aber auch sieben, acht oder zehn Tage. War die Kranke einmal aufgestanden, bewegungsfähig, dann würde es erheblich schwieriger sein, sie aufzufinden. Bis dahin musste sie wohl bleiben, wo sie war. Bis dahin hatte er Zeit.

Ja, falls sie überhaupt am Leben war.

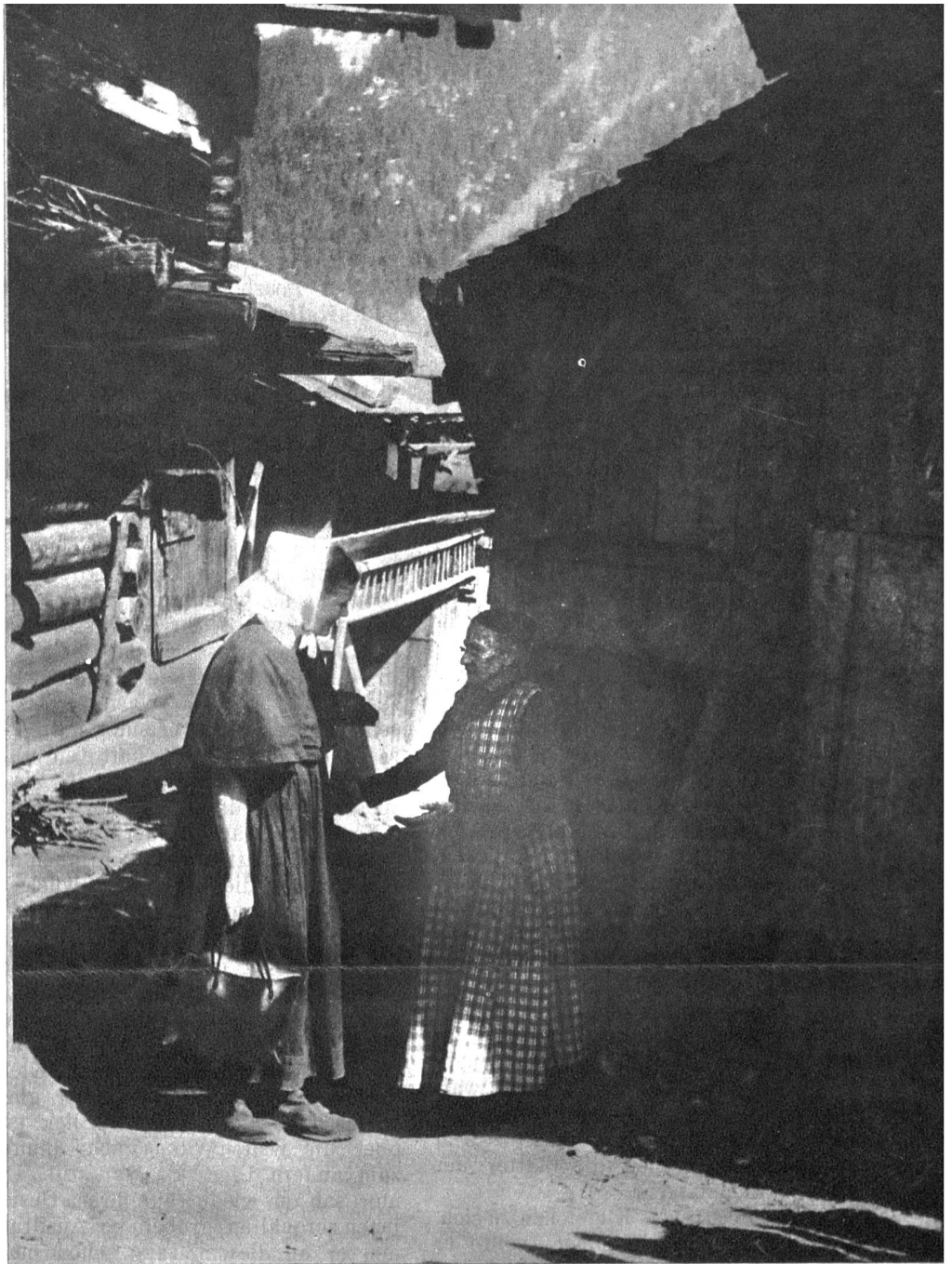
Mit Marias Vater führte er ein langes Telefongespräch, das für einen Unbeteiligten ergötzlich anzuhören gewesen wäre. Es war ein Zürcher Fabrikbesitzer, Witwer, Maria sein einziges Kind.

Ein reiches, junges Mädchen also, kam nach Breitbach, einem wohl stattlichen, aber doch ganz uninteressanten, stillen Dorf, «zur Erholung», wie sie sich ausgedrückt habe, wurde zwei Tage darauf krank und musste sich in Spitalpflege begeben. Statt aber nach Zürich zurückzukehren, wo die besten Aerzte und Spitäler zu ihrer Verfügung standen, bat sie um Aufnahme im Bezirksspital Breitbach, wo kein Mensch sie kennen wollte.

Keller wusste, dass er hier einsetzen, diese sinnlose Handlungsweise des jungen Mädchens zu entwirren suchen musste, um seine Lösung zu finden.

Der alte Herr brauchte Zeit, um die Sache zu begreifen. «Es muss eine Verwechslung vorliegen, Herr!» rief er ein paarmal erbost durch den Draht. «Meine Tochter ist in Rapperswil, in Rapperswil bei ihrer Freundin — ja, ja, Maria Stadler heisst sie, — nach Rapperswil — —» Schliesslich wurde er ruhig, dann aufgeregt, und nun war er auf dem Wege nach Breitbach.

Keller ging darauf mit unhörbaren Schritten über die gummibelekten Treppen und Korridore nach Zimmer Nummer fünf und fünfzig. Es war eine Lust, dieses Spital anzuschauen. Seine Räume waren hell, sonnig und mit jedem Komfort ausgestattet, die grossen Säle voll Luft und Licht, mit den letzten technischen Neuerungen versehen. Es war ganz neu. Man war vor nicht sehr lan-



Die Gemeindegewesin von Habkern auf ihrem täglichen Gang durch das Dorf

ger Zeit aus einem alten, unzweckmässigen Gebäude in diesen Neubau umgezogen.

In Zimmer Nummer fünf und fünfzig hatte man nichts berührt, seit Schwester Martha ihren entsetzten Griff nach dem Lichtschalter getan hatte. Kissen lagen am Boden, die Schranktür stand offen. Keller fand den Fahnder, den er mitgebracht hatte, damit beschäftigt, die letzten Fingerabdrücke abzunehmen.

«Nun?» fragte er.

Der Mann sah auf und zuckte leicht die Schultern.

«Ich habe das ganze Haus nochmals abgesucht, Herr Kommissar», sagte er, «es lässt sich leider nichts feststellen. Die Spuren vor dem Haus sind durch das Gewitter vollständig verwischt. Auch hier im Zimmer — leider — —»

Er machte eine vage Geste mit den Händen.

«Und die Abdrücke?» fragte Keller.

«Sie stammen von den Aerzten und Schwestern: Schwester Margrit, Schwester Rosmarie, Schwester Martha, Dr. Richard und Dr. Baumann, die alle mit der Kranken zu tun hatten, wie ich hörte.»

«Dr. Baumann auch? So? Hm. Sonst gar nichts?»

«Nichts.»

Keller verabschiedete den Fahnder und schloss hinter sich die Tür. Sofort vererbte jedes Geräusch von draussen hinter der dicken Polsterung. Keller stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand und stand eine lange Weile vollkommen bewegungslos da; seine Augen schlossen sich beinahe, ja, es war, als hielte er auch den Atem an, um die

Stille des Raumes durch nichts zu unterbrechen. Er überliess sich ganz diesem Zimmer, dessen Wände vor kurzem die unerklärlichsten Dinge gesehen hatten, die er suchte, liess die Atmosphäre des Raumes, des Hauses, der neuen Umgebung auf sich einwirken, als könnte er ihr den wahren Sachverhalt entnehmen, und seine Gedanken schweiften leicht und unzusammenhängend um die Feststellung, die er in den letzten Stunden gemacht hatte. Denn auch er wusste, genau wie Schwester Martha, dass eine Stille sprechen und Dinge übermitteln kann, die der tätigste Tag nicht zum Vorschein bringt, und dass in der Ruhe Erkenntnisse liegen, die man oft lange vergebens sucht.

Plötzlich fiel sein Blick auf eine Blumenvase, die, mit Rosen gefüllt, auf einem kleinen Tischchen zwischen Wand und Fenster stand. Als hätte er die ganze Zeit diese Vase gesucht, ging er darauf zu, tat einen Griff in das Blätterwerk der Stengel und zog ein kleines Papierkügelchen heraus. Vorsichtig, mit einem kleinen Lächeln im Gesicht, faltete er seinen Fund auseinander und las die flüchtig auf das Papierchen gekritzeltten Worte:

«Muss Dich unbedingt sprechen, komme morgen um 10 Uhr.»

Er sah die Szene vor sich, die dieses kleine Dokument entstehen liess. Drei Personen. Die eine hatte hastig im Versteckten die paar Worte auf das Zettelchen geworfen und es der andern zugesteckt. Diese hatte es heimlich in Eile überflogen und dann zusammengeknüllt so klein es nur möglich war. Und dann in den Händen gedreht und nicht gewusst wohin damit. Und schliesslich zwischen die Blätter der Rosen fallen lassen.

Keller steckte das Kügelchen zu sich. Später, in seinem Zimmer, sollte er feststellen, dass, wie er gedacht hatte, die Fingerabdrücke zweier Personen darauf zu finden waren. Die Schrift war die von Schwester Rosmarie, die Abdrücke die ihren und von Dr. Richard.

*

Als Keller Nummer 55 verliess, ging einer der Aerzte im Korridor hinter ihm her. An der Art, wie er ging, langsam, die eine Hand in die Tasche des weissen Kittels gesteckt, erkannte Keller, dass die Morgenvisite beendet sein musste. Halb zurückgewendet erkannte er Dr. Baumann, lächelte ihm zu und wollte ihm eben einen Gruss zurufen, als er bemerkte, dass der Arzt vollständig in Gedanken versunken war und nichts um sich her wahrnahm. Sein Gesicht war so verschlossen und starr, dass er ihn still an sich vorbeigehen liess.

Denn Dr. Baumann ging nicht an einem schönen Sommertag nach der Morgenvisite durch den Korridor des

Bezirksspitals Breitenbach. Es war im Gegenteil an einem Herbsttag am frühen Morgen, und er betrat mit Maria den Landungssteg des Schiffes. Wie hatte er sich auf diesen Tag gefreut! Er erinnerte sich der langen Abende und Nächte, die diesem Tag vorausgegangen waren, wo er, über seine Doktorarbeit gebeugt, in seinem kleinen Zimmer gearbeitet hatte. Zigaretten und Kaffee — und Arbeit, Arbeit. Morgens Vorlesungen, nachmittags seine Assistentenarbeit in der Anstalt Steinberg, dazwischen hastige, einsame Mahlzeiten, abends wieder Bücher und die Doktorarbeit. Und durch alles zog sich ein lichter Faden: Maria, das Ziel seines Strebens und aller Mühe — ja, jetzt sah er sie wieder ganz deutlich, wie sie da vor ihm über den Steg ging — wenn er die Hand ausstreckte, konnte er sie berühren. Und er konnte ihr sagen, was er ihr damals nicht gesagt hatte: dass er sie liebe bis in die tiefste Tiefe seines Herzens, dass er nur wartete, bis er seine Doktorarbeit beendet hatte, um es ihr zu sagen. Nie hatte er es ihr dann gesagt, und doch wusste sie es später, als es darauf ankam.

Und doch war es jener Tag, an welchem ein Schatten zwischen ihnen auftauchte, und dieser Schatten wuchs an und wurde später zu einer dicken Wand. Ja, an jenem Abend war es.

Sie sassen auf einem Bänklein am See und warteten auf das Schiff, das sie zurückbringen sollte. Maria öffnete die Handtasche und fuhr sich mit dem Kamm flüchtig durch das Haar. Kleine Wellen klatschten leise über glatte Steine ans Ufer. Marias Blick glitt über die weite Wasserfläche hinüber zum andern Ufer. Es war still. Und nun sah er wieder auf ihrem Gesicht jenen zerquälten, grübelnden Ausdruck, den er an diesem Tage schon mehrmals bemerkt hatte und den er sich nicht zu deuten wusste.

«Ist dir kalt, Maria?»

«Aber nein! Schau die Fischlein!»

Nun warf sie mit flinken Händen winzige Brotkrümchen ins Wasser, und winzige Fischlein schossen herbei und stürzten sich gierig darauf. Sie konnte nicht schnell genug das Brot in ihren Händen zerkrümeln. Immer mehr Fische kamen, immer mehr, bis man vor lauter zappelnden Schwänzchen keinen Grund mehr sah. Jetzt, in seinem Assistentenzimmer im Spital zu Breitenbach, konnte er von weit her ihre frohe, eifrige Stimme hören und die vielen Fischlein im Wasser sehen.

«Schau, Max!» rief sie, «schau die vielen — die vielen!» Aber gleich darauf hatte sie wieder den gequälten Blick voll Sorge und wurde still.

Dr. Baumann zog tief den Rauch seiner Zigarette ein und ging auf die Suche nach dem Aschenbecher, der ir-



Apertes schwarzes Deux-pièces aus Wolle und Seidenband gestrickt

gendwo in seinem Zimmer stehen musste. Er fand ihn auf dem Tischchen und stellte ihn auf die Lehne des Polstersessels. Ein etwas unsicherer Standort. Vielleicht würde er über kurz oder lang umkippen. Aber das war alles so gleichgültig.

Er schloss die Augen. Maria wandte ihm jetzt plötzlich ihr Gesicht mit dem ernstesten Ausdruck zu. Das Wasser plätscherte.

«Max», sagte sie und schwieg gleich wieder.

«Ja?»

«Max — einmal hast du mir von einem Patienten erzählt in deiner Anstalt — in Steinberg —, der den Verstand verlor, weil er zwei Frauen einmal liebte und von keiner lassen konnte — —»

Ihre Stimme wurde sehr leise, und die Frage, die jetzt kam, konnte er nur mit Mühe verstehen:

«— — gibt es denn das, dass ein Mensch zu gleicher Zeit zwei — —»

Nun schwieg sie ganz. Er erinnerte sich, dass er über Marias Ernst lächeln musste. Und nun hörte er sich antworten.

«Du meinst, ob man zu gleicher Zeit zwei Menschen lieben kann? Sicher gibt es das, Maria, und viel öfter als man denkt. Aber unter normalen Umständen löst sich das ganz von selbst. Die Liebe zu dem einen oder anderen nimmt überhand, das Herz prüft, entscheidet, klärt ab. Dass mein Partner nicht entscheiden konnte und nicht darüber hinweggekommen ist, das ist eben seine unheilbare Krankheit.»